

Otto Friedrich Bollnow

RILKE

Zweite, erweiterte Auflage 1956

W. KOHLHAMMER VERLAG
STUTTGART

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten
© Copyright 1951 by W. Kohlhammer Verlag
Stuttgart Einbandgestaltung : Hans Hermann Ha-
gedorn

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart 1956

Karl Viëtor

*29. 11. 1892 17. 6. 1951

zum Gedächtnis

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort

Einleitung

| | |
|---|----|
| 1 Rilke als Dichter unsrer Zeit..... | 9 |
| 2 Zur Begriffssprache Rilkes | 15 |
| 3 Rilke und die Existenzphilosophie | 19 |

I. Die Unheimlichkeit der Welt

| | |
|---|----|
| 4 Der Lebensbegriff des jungen Rilke..... | 27 |
| 5 Ängste der Kindheit..... | 33 |
| 6 Der Durchbruch des Unheimlichen im „Malte“..... | 38 |
| 7 Die Zerstreuung..... | 43 |
| 8 Die große Nacht..... | 52 |

II. Die innere Ungeborgenheit des Menschen

| | |
|--|----|
| 9 Des Inneren Wildnis | 60 |
| 10 Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens | 67 |
| 11 Das Bild der inneren Landschaft | 74 |
| 12 Die Gefährdung des Menschen | 82 |
| 13 Das Oberstehen | 88 |

III. Der Künstler und die Dinge

| | |
|--|-----|
| 14 Metaphysische und existentielle Deutung | 98 |
| 15 Die Dinge..... | 106 |
| 16 Das Kunst-Ding | 113 |
| 17 Das Sagen der Dinge..... | 124 |
| 18 Die Verwandlung des Sichtbaren..... | 133 |
| 19 Die dichterische Leistung | 141 |

IV. Die Erkenntnis der Welt

| | |
|------------------------------|-----|
| 20 Das Erkennen..... | 147 |
| 21 Anschauung und Liebe..... | 152 |
| 22 Weltinnenraum | 157 |
| 23 Das Offene..... | 165 |

V. Das Bild vom Menschen

| | |
|--------------------------------|-----|
| 24 Schwinden und Bleiben | 173 |
| 25 Der reine Berg | 179 |
| 26 Das Überschreiten | 185 |
| 27 Rühmen und Preisen | 194 |

VI. Idealgestalten

| | |
|-----------------------|-----|
| 28 Der Held | 200 |
| 29 Die Liebende | 203 |
| 30 Das Kind | 209 |
| 31 Der Sänger..... | 216 |

VII. Symbole

| | |
|----------------------|-----|
| 32 Die Fontäne | 226 |
| 33 Der Ball | 240 |
| 34 Der Spiegel..... | 250 |
| 35 Die Waage..... | 269 |

VIII. Das Rosensymbol

| | |
|---|-----|
| 36 Die Anemone..... | 278 |
| 37 Rilkes Verhältnis zu den Rosen | 284 |
| 38 Der Weg zum Grabspruch | 289 |
| 39 Die französischen Rosengedichte..... | 302 |

IX. Die Zeit der Reife

| | |
|---------------------------------------|-----|
| 40 Die Wendung der letzten Jahre..... | 308 |
| 41 Die vollzählige Zeit | 315 |
| 42 Das Glück des Sommers | 322 |
| 43 Die Heiterkeit des Morgens..... | 331 |
| 44 Das Heilsein | 339 |
| Abschluß | 345 |

Zitate aus Rilke sind durch Kursivdruck (aber dann ohne besondere Anführungszeichen) hervorgehoben. Zitiert wurde, soweit möglich, nach der sechsbändigen Ausgabe der „Gesammelten Werke“. Nur die Ausgabe der „Gedichte 1906-1926“ wurde, schon wegen der hier vollzählig mitgeteilten Datierung, im Zweifelsfall vorgezogen. Die einzelnen Bände sind mit römischen Ziffern bezeichnet. Daneben gelten folgende Abkürzungen:

- W Ausgewählte Werke, 2. Aufl. 1948, zwei Bände
- AB Briefe, 1950, zwei Bände
- G Gedichte 1906-1926, 1953
- FG Gedichte in französischer Sprache, 1949
- T Tagebücher aus der Frühzeit, 1942
- BI Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit, 1899-1902, 1931
- BII Briefe aus den Jahren 1902-1906, 1930
- B III Briefe aus den Jahren 1906-1907, 1930
- B IV Briefe aus den Jahren 1907-1914, 1933
- BV Briefe aus den Jahren 1914-1921, 1937
- BVI Briefe aus Muzot, 1921-1926, 1937
- K Briefe an seinen Verleger, 1936
- D Briefe an einen jungen Dichter
- F Briefe an eine junge Frau
- NI Aus dem Nachlaß des Grafen C. W., 1950
- N II Briefwechsel in Gedichten mit Erika Mitterer, 1950
- NIV Die Briefe an Gräfin Sizzo, 1950
- M Rainer Maria Rilke et Merline. Correspondance, 1954
- TT Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis, Briefwechsel, 1951
- S Rainer Maria Rilke. Lou Andreas-Salome. Briefwechsel, 1952
- KK Rainer Maria Rilke. Katharina Kippenberg. Briefwechsel, 1954

EINLEITUNG

Inhalt

| | |
|--|----|
| 1. Rilke als Dichter unsrer Zeit | 9 |
| 2. Zur Begriffssprache Rilkes | 15 |
| 3. Rilke und die Existenzphilosophie | 19 |

1. Rilke als Dichter unserer Zeit

Rilke ist der Dichter unsrer Zeit, wenn wir, an der Grenze zweier Zeiten stehend, die auf die gegenwärtige Krisis hinlaufende Entwicklung rückblickend noch einmal als die unsrige bezeichnen. In keinem andern kommen die Nöte und Schwierigkeiten, aber auch die Hoffnungen und neuen Ansätze unsrer Zeit so sehr zu ihrem Ausdruck wie in ihm. In dieser großen Perspektive muß man seine Bedeutung sehen, wenn man ihn angemessen beurteilen will. Bei einer solchen Einordnung ergibt sich aber zugleich die Frage, wie weit er wirklich vor diesem Maßstab bestehen kann. Denn ihm fehlt grade das, was sonst als das Wesentliche des großen Dichters gegolten hatte: der Schwung der Gestaltungskraft und die Stärke der dichterischen Phantasie, die Fähigkeit, Menschenbilder und Schicksale vor unserm Auge entstehen zu lassen. Ihm fehlt überhaupt die unerschöpfliche Fülle, die zum Wesen des großen Dichters zu gehören scheint. Und wenn Nietzsche einmal die entscheidende Frage darin gesehen hat, ob jemand aus Überfluß oder aus Mangel schöpferisch geworden sei, so scheint damit das Urteil über Rilke gesprochen, denn seine Dichtung ist in der Tat aus dem Mangel hervorgegangen. Was er aus sich gemacht hat, das hat er sich in unerbittlicher anhaltender Selbstdisziplin abgewonnen.

Allein es ist billig, die nicht zu verdeckenden Züge der Schwäche zum Anlaß der Kritik zu machen. Denn diese Schwäche ist kein Zufall und betrifft nicht nur den individuellen einzelnen Menschen, sondern hängt eng mit der allgemeinen Situation der Gegenwart zusammen, wie sie uns alle angeht. Rilke befand sich dichterisch in einer unvergleichlich schwierigeren Lage als sonst die großen Dichter der Vergangenheit. Sie alle hatten ein ganz bestimmtes Bild vom Menschen, so wie es ihre Zeit ihnen darbot. Sie konnten höchstens mitbildend an der Gestaltung dieses Bilds Anteil haben. Was der Mensch seinem Wesen nach ist, das war ihnen, wenigstens in den letzten Tiefen, nie fragwürdig geworden. Rilke aber steht in der besondern Not unsrer Zeit, der wie keiner andern zuvor das Wesen des Menschen zum Problem geworden ist. Er weiß nicht mehr, was der Mensch eigentlich ist, und muß erst mühsam danach

fragen. Weil andre Dichter dies aus den gesicherten Anschauungen ihrer Zeit heraus wußten, konnten sie dann aus diesen Voraussetzungen ihre Menschenschicksale formen, typische oder individuelle Gestaltungen aus dem vorliegenden Material ihres Menschenbilds. Diese Aufgabe kennt Rilke nicht. Die Aufgabe, die Menschen in ihrer Vielzahl und Verschiedenheit zu gestalten, kann ihn nicht mehr beschäftigen, weil eine radikalere Frage in ihm aufgestanden ist, die Frage nach dem Menschen (in der Einzahl), dem Menschen in seinem allgemeinen Wesen. Darum kreist seine ganze Dichtung. Und was sich zunächst als Schwäche darbot, ist nur die notwendige Folge dieser veränderten Fragestellung. Je mehr Rilke sich in der schmerzhaften Entwicklung seines Lebens von den überlieferten Formen der Dichtung löst, je unerbittlicher er sich um seine eigenste Lebensaufgabe sammelt – dort zuletzt auf dem einsamen Turm von Muzot –, um so mehr sammelt sich sein Dichten um diese eine Frage.

Rilke ist der Dichter des Menschen. Nicht aus mehr oder minder bekannten Zügen neue Menschenbilder zu gestalten, sondern nachdem alle früheren Auffassungen vom Menschen fragwürdig geworden waren, aus dem unergründlichen Dunkel neue Züge aufzuspüren und neue Möglichkeiten der Deutung ans Licht zu heben, das ist seine Aufgabe. Das ist die Dimension, in der wir überhaupt erst seine „Dichtung richtig verstehen. Und hier liegt seine Größe. Hier wurzelt die Berechtigung, ihn von einer ganz andern Aufgabe des Dichterischen her den großen Dichtern der Menschheit zur Seite zu stellen. Noch niemals, solange wir von Dichtung wissen, ist in einer so ausschließlichen und so unermüdlich anhaltenden Weise nach dem Menschen gefragt worden wie bei Rilke. Noch niemals hat ein einzelner Mensch so sehr in neue Deutungen seines Seins einzudringen vermocht wie er. Und darum ist er (und nicht irgend ein anderer) der Dichter unsrer Zeit.

Aber wenn man Rilke in dieser hohen Bedeutung nimmt, dann muß man zugleich erkennen, daß er nicht durch seine ganze zeitliche Entwicklung hindurch diesem letzten Maßstab genügt. Das ist vielmehr nur beim späten Rilke der Fall, und nur um diesen darf es sich hier handeln. Das ist der Rilke der *Duineser Elegien* und der *Sonette an Orpheus*. Zu diesen Hauptwerken fügen sich sodann weitere, teils noch in denselben Zusammenhang gehörige, teils in den darauf folgenden letzten Lebensjahren entstandene Gedichte, von denen ein Teil schon aus den *Späten Gedichten* bekannt war und die als ganze erst jetzt durch die Gesamtausgabe der *Gedichte 1906-1926* zugänglich geworden sind. Zeitlich gesehen handelt es sich um die letzte und im Grunde allein entscheidende Lebensperiode, die 1912 in Duino beginnt, dann durch schwere menschliche Krisen und den Krieg von 1914/18 unterbrochen wird und sich

erst in den wenigen Jahren in Muzot vollendet. Dieser späte Rilke ist der einzige Rilke, der eine dem letzten Maßstab gegenüber standhaltende Bedeutung hat, und alles andre interessiert nur insofern, als es auf diese letzte Schaffenszeit bezogen ist. Diese ist selber, wie sich erst neuerdings aus der Kenntnis des Gesamtwerks abzeichnet, noch einmal deutlich gegliedert. Hinter der bisher in der Regel als „später Rilke“ bezeichneten Phase, die in den *Elegien* ihren Höhepunkt hat, zeichnet sich in den letzten Lebensjahren eine neue Phase ab, die durch das Bewußtsein einer neuen Geborgenheit gekennzeichnet ist. Nachdem wir heute (im wesentlichen) das ganze Werk überblicken, ist es möglich, aus dem größeren Abstand das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden. Für seine Zeitgenossen, die ihn von seinen früheren Werken her kennengelernt hatten, war es schwer, einen angemessenen Zugang zu seiner Spätzeit zu finden, denn die früheren Werke verdecken den Blick auf das wirklich Wesentliche. Ähnlich erschweren heute die *Elegien*, nachdem sie einmal in ihrer ganzen Bedeutung erkannt sind, den Zugang zum Verständnis der darauf folgenden Schaffenszeit.

Seine Jugenddichtung hat er selber in der Reife verworfen und gefordert, daß sie der Vergessenheit überantwortet bliebe. Aber er ist noch nicht streng genug gewesen, und auch von dem, was er später in die noch von ihm selbst geordnete sechsbändige Gesamtausgabe übernommen hat, kann vieles nicht standhalten. Dahin gehören die im ersten Band zusammengefaßten Jugendgedichte, die noch in ihren geformtesten Stücken im Geist des diese Zeit beherrschenden Jugendstils befangen bleiben. Dasselbe gilt im wesentlichen auch noch vom *Stundenbuch*, auf das sich ein großer Teil seines Dichterruhms gründet. Es bleibt trotz der unverkennbaren Durchbrüche auf der russischen Reise, trotz der unverkennbaren Einschnitte zwischen den einzelnen Büchern von einer quälenden Zweideutigkeit. Es bleibt ein halbes Spielen mit den Formen der Frömmigkeit, die er doch nicht ganz ernst nehmen kann. Es bleibt noch ohne letzten verpflichtenden Grund. Selbst aus den *Neuen Gedichten* hebt sich nur einzelnes als ganz vollgültiges Werk heraus, und das Wesentliche ist hier mehr deren entwicklungsgeschichtliche Bedeutung, daß hier nämlich im Unterschied zum ungehemmten Strömen der Jugendproduktion der Weg einer strengen Selbstkritik einsetzt.

Den entscheidenden Einschnitt bedeutet erst der *Malte Laurids Brigge*, der 1904 begonnen und durch viele Unterbrechungen hindurch schließlich 1910 vollendet wurde. Hier erst gelingt Rilke der Durchbruch durch die ganze unechte Welt der Jahrhundertwende. Erst hier wird Rilke er selbst. Erst hier gewinnt er, was damit untrennbar verbunden ist, den sicheren Boden in den bewegenden Fragen unsrer Zeit. Aber noch bleibt in den qualvollen Erfahrungen, die hier gestaltet werden, vieles zu subjektiv gesehen, als indi-

viduelle, psychologisch interessante und vielleicht sogar pathologisch zu verstehende Eigenart des Helden und zugleich eine sich darin vollziehende Selbstbespiegelung des Dichters.

Erst in der Spätzeit, nach langer und mühsamer Entwicklung und durch viele geduldig ertragene Krisen hindurch gelingt dann der entscheidende Durchbruch. Jetzt handelt es sich nicht mehr um das vielleicht zu bedauernde Schicksal eines Einzelmenschen (sei es Maltes, sei es Rilkes selbst), sondern um etwas, was im Wesen des Menschen überhaupt gelegen ist, zu dem Rilke durch den *Malte* hindurch vorgedrungen ist. Jetzt erst steht der Mensch in seiner ganzen Fragwürdigkeit da. Allein was Rilke auf dieser Stufe geschaffen hat, bleibt wahrhaft wesentlich. Vor seiner wirklich überwältigenden Größe verliert alles Frühere, trotz mancher gewiß rührenden Einzel-schönheit, sein Gewicht. Selten wohl ist ein Dichter so spät und auf so qualvollem Weg zu seiner wahren Größe vorgedrungen. Aber umgekehrt, wenn man aus der letzten Stufe von Rilkes Schaffen den verbindlichen Maßstab entnimmt, dann gewinnt zugleich vieles Frühere, das aus sich selber noch nicht richtig zu würdigen war, einen neuen Wert, nämlich als Vorbereitung zu dieser letzten Stufe. Aus diesem Grund wendet sich der Blick immer wieder zurück zu den früheren Stufen, insbesondere zum *Malte*, weil sich in ihnen der Weg des Durchbruchs verfolgen läßt und sich die späteren gültigen Einsichten von dem her bestimmter erkennen lassen, was sich jetzt als Vorstufen zu ihnen offenbart. In diesem rückschauenden Blick erkennt man auch, wie vieles von dem Späteren, vom Dichter selber damals kaum richtig bemerkt, sich schon im *Stundenbuch*, vor allem in dem sich von den früheren schon deutlich unterscheidenden dritten Buch, abzeichnet.

Immer ausschließlicher sammelt sich im Verlauf dieser Entwicklung Rilkes ganzes Schaffen um die eine Frage nach dem Wesen des Menschen. Diese Beschränktheit im Inhaltlichen könnte zunächst wie Armut erscheinen und erschwert immer wieder den Vergleich mit der Leistung anderer Dichter. Um im Verhältnis zu ihnen die einmalige Bedeutung Rilkes richtig zu verstehen, muß man ihn zunächst gegen das abgrenzen, was er nicht ist. Daß Rilke kein Organ für menschliche Charaktere und individuelle Verschiedenheiten hat, wurde schon gesagt. Das Besondere der Lebensläufe und Schicksale, die Spannungen und Konflikte des menschlichen Lebens beschäftigten ihn wenig. Die Interessen des Epikers und des Dramatikers berühren ihn kaum. Von den dramatischen Versuchen seiner Jugend ist nur das schon 1898 entstandene *szenische Gedicht: Die weiße Fürstin* in seine Werke eingegangen und hier, weil *diese Arbeit keine dramatischen Ansprüche machen kann* (K 57), bei den *Frühen Gedichten* eingeordnet worden¹. Aber auch die erzählende Form bricht mit seiner Jugendentwicklung ab, und das spätere *Prosabuch*

¹ Über Rilkes dramatische Dichtungen vgl. besonders J.-F. Angelloz, Rilke, Paris 1952, S. 102 ff.

(wie er sich in bezeichnender Unbestimmtheit immer wieder ausdrückt, K 35, 50, 62, 69), der *Malte Laurids Brigge* ist alles andre als ein Roman. Das liegt ganz einfach daran, daß ihn auch hier die Menschen in ihrer Individualität nicht interessieren, sondern immer nur soweit, als sich darin das allgemeine Wesen des Menschen spiegelt.

Rilkes Bereich ist ausschließlich die Lyrik. Und trotzdem ist Rilke nicht eigentlich Lyriker, wenigstens nicht im herkömmlichen Sinn. Er singt nicht von Liebe und Leid, von Mondscheinnächten und rauschenden Wäldern. Der ganze Reichtum des menschlichen Lebens scheint ihn auch hier unberührt zu lassen. Die eigentümliche Süße des Gefühls, die von jeher das Wesen des lyrischen Gedichts auszumachen schien, fehlt bei ihm, und was davon anfangs noch bei ihm vorhanden ist, was davon im *Cornet* oder im *Stundenbuch* zum großen Teil den äußeren Erfolg seiner Dichtung bedingt hat, das wird in unerbittlicher Selbstzucht von ihm selber ausgeschieden. Was bleibt, in der letzten, tiefsten und für uns einzig entscheidenden Stufe seines Schaffens, das ist ganz objektiv und so das genaue Gegenteil einer Erlebnislyrik. Das ist in gradezu nüchterner Strenge reine Gedankenlyrik.

Und doch ist seine Dichtung auch Gedankenlyrik nur in einem ganz besondern Sinn, und es sträubt sich etwas dagegen, dies Wort auf ihn anzuwenden. Es handelt sich bei ihm nicht um ein dichterisches Einkleiden eines zuvor gefaßten Gedankens, wie man es etwa bei Schiller auffassen könnte. Rilke kann gar nicht denken außerhalb seiner Dichtung, so wie ihm ja auch die Philosophie, wie er mehrfach betont, lebenslänglich fremd geblieben ist. Wo Rilke denkt, da denkt er in der dichtenden Gestaltung des Gedankens, und es wäre wichtig, dieser Art seiner sprachlichen Gestaltung einmal sorgfältig nachzugehen. Hier bewegt er sich in einer Tiefe, wo Denken und Dichten noch nicht als getrennte Möglichkeiten auseinandergefallen sind, sondern wo das Dichten als solches noch Denken ist. Er erreicht hier eine Ursprünglichkeit der geistigen Leistung, in der er höchstens noch mit Hölderlin vergleichbar ist. Sein Dichten ist ursprünglich schaffend, heraufholend aus den Tiefen des bisher Verborgenen, „entbergend“, wie man im Anschluß an Heideggers Auffassung von der Wahrheit als der Unverborgenheit sagen möchte. Seine Dichtung ist nicht Darstellung einer geistigen Bedeutung, die schon vorher vorhanden wäre, sondern ist in ihr selber schon „bedeutend“, so aber zugleich, daß sie wie kaum eine andre Dichtung einer Vergewisserung dieser Bedeutung in der nachgehenden Auslegung bedarf².

Die Welt, in der sich Rilkes Dichtung bewegt, ist also erstaunlich eng. Im Grunde sind es, vom Inhaltlichen her gesehen, nur zwei große Gegenstände, um die sich all sein Denken bewegt, der Mensch

² Vgl. R. Guardini, Zu Rainer Maria Rilkes Deutung des Daseins, 3. Aufl. 1948, insbesondere S. 19, S. 105.

und die Dinge, zwei Pole, die wiederum unmittelbar miteinander zusammenhängen. Aber es fehlt zwischen diesen beiden extremen Polen der gesamte Bereich des Organischen, das Leben im Tier und in der Pflanze und im weitesten Sinn auch in der gesamten Landschaft, die Fülle des Menschenlebens aber auch in der geistig-geschichtlichen Welt.

Diese Sammlung nach innen hin, zum Menschen, bedingt also, daß Rilke kein eigentliches Verhältnis zur Natur hat. Dieser Satz erscheint zunächst vermessen, aber er ist doch nur die hart erscheinende Außenseite, die mit Rilkes innerstem Wesen notwendig verbunden ist. Tier und Pflanze bleiben ihm im Grunde fremd. Wo, zumal in den *Neuen Gedichten*, das Tier erscheint, ist es das eingefangene, im zoologischen Garten zur Schau gestellte Tier, das so gleichsam zum Ding geworden ist, nicht mehr das Tier im natürlichen Einklang mit seiner Umwelt. Und wo ihm die Pflanze erscheint, da ist es die im Blumentopf gezogene Hortensie, die im Glas gepflegte Rose, auch hier also die aus dem natürlichen Bezug gelöste und so gleichsam zum Gebrauchsgegenstand gewordene Blume, ein Ding unter Dingen und darum auch ohne Schwierigkeit in seine sonstige dingliche Umwelt einzuordnen. Und wenn später dann das Tier dem Menschen gegenübergestellt wird, dann ist es „das“ Tier, genau so wie er auch nach „dem“ Menschen fragt, das gewiß auch erlebte, aber nicht im einzelnen Tier individuell erfahrene Wesen des Tiers, das dazu dient, von ihm das Wesen des Menschen abzuheben. Und wo ihn die Blume später in seiner Tiefe bewegt, in der Anemone oder in der Rose, da geschieht es darum, weil sie ihm zum Symbol des menschlichen Lebens wird. Sich selbst nur deutet er im Bild der Anemone oder der Rose. Als Hintergrund bleibt auch hier die ihn im letzten Ernst allein bewegende Frage nach dem Wesen des Menschen.

Am nächsten berühren ihn innerhalb der Natur die reinen, fast noch unbelebten Formen der Landschaft. Zu ihr hat er ein wirkliches Verhältnis. Und doch gilt selbst dies nur mit einer gewissen Einschränkung. Wo er ausführlich von der Landschaft spricht, etwa in seinem Buch über Worpswede, da steht er noch verhältnismäßig unselbständig in den Strömungen seiner Zeit. So erklärt sich, daß später auch die Landschaft in seinem Schaffen einen verhältnismäßig geringen Raum einnimmt. Die bezaubernden Städtebilder sind Jugendtorheit und bald überwunden. Daß ihm Capri so fremd bleibt, läßt sich nicht nur aus dem Widerspruch gegen die modische Begeisterung erklären. Im Grunde sind es nur zwei Landschaften, die ihn wirklich innerlich berührt haben, Spanien auf der verhältnismäßig kurzen Reise von 1913 und später das Wallis seiner letzten Jahre, und selbst hier empfand er die Landschaft oft als Ablenkung, aus der er sich in die Abgeschlossenheit seines Turmes zurückzog. So ist es eine dem Umfang nach kleine Welt, in der sich

sein Dichten bewegt, und auch die Skala der Gefühlstöne, mit denen er darauf antwortet, ist verhältnismäßig eng. Das muß man sehen, wenn man Rilke in der richtigen Weise auffassen will, nicht als Kritik, sondern als die Abgrenzung des Bodens, auf dem sich dann seine unvergleichliche Leistung erhebt: die Deutung des menschlichen Daseins aus dessen letzten Tiefen heraus.

2. Zur Begriffssprache Rilkes

Eine gewisse Armut drängt sich auch bei der Betrachtung von Rilkes Sprache³ auf. Auch diese scheint, nach dem eben angeführten Kriterium Nietzsches, nicht aus dem Überfluß, sondern aus dem Mangel hervorgegangen zu sein. Es fehlt ihr die leicht fließende Fülle des Ausdrucks, die sonst für die dichterische Kraft kennzeichnend zu sein pflegt. Und daß es sich hier nicht um einen zufälligen Mangel handelt, sondern um die Wirkung eines bewußten Gestaltungswillens, erkennt man schon beim flüchtigen Blick auf die Wandlungen im Verlauf seiner Entwicklung; denn im Verlauf seiner Reifung wird seine Sprache immer nüchterner, klarer und präziser.

Erstaunlich klein ist schon Rilkes Wortschatz. Die seinen Jugendstil kennzeichnende ästhetisierende Freude an kostbaren und gewählten Worten verschwindet immer mehr im Verlauf einer immer strengeren Disziplinierung. Und wenn es sonst als kennzeichnend für die dichterische Sprache betrachtet werden kann, daß sich der Ausdruck aus einer immer neu quellenden Fülle beständig wandelt, zu immer neuen sprachlichen Prägungen führt und sich niemals in wiederkehrenden begrifflich faßbaren Formen verhärtet, so ist es für Rilke bezeichnend, wie er mit wenigen, beständig wiederholten Wörtern auskommt und wie es bei ihm bestimmte bevorzugte Wörter gibt, die in immer neuen Verbindungen in seinen Gedichten wie in seiner Prosa beständig wiederkehren. Dahin gehören Wörter wie rein, innig, offen, verlässlich, schwinden, übersteigen, übertreffen, bestehen, rühmen, preisen, gehorchen, leisten, gebrauchen usw.

So etwas gibt es bis zu einem gewissen Grade auch bei andern Dichtern. Auch bei Goethe, bei Hölderlin, bei Eichendorff, bei Stifter usw. ist es fruchtbar, den Lieblingswörtern der Dichter nachzugehen, weil sie zugleich im Inhaltlichen die Knotenpunkte bezeichnen, in deren Auflösung sich das Weltverständnis der Dichter entwirrt. Aber bei Rilke handelt es sich noch um mehr. Es ist nicht nur eine relativ größere Häufigkeit bestimmter Wörter, die sich so

³ Zu Rilkes Sprache vgl. W. Günther, *Weltinnenraum*, 2. Aufl. Berlin-Bielefeld 1952, S. 209 ff.

durch ihre Wichtigkeit aus dem allgemeinen Untergrund der Sprache herausheben. Diese Wörter haben darüber hinaus bei ihm eine ganz bestimmte gradezu konstruktive Bedeutung: Wenn an der betreffenden Stelle in der Dichtung nicht aus dem besonderen einmaligen Zusammenhang ein schöpferisch neu geprägter Ausdruck erscheint, sondern ein lange bekanntes, man möchte gradezu sagen: abgegriffenes Wort, so bedeutet das, daß das betreffende Wort nicht nur aus dem besonderen Zusammenhang der betreffenden Stelle hervorsticht, sondern zugleich der weitere Bedeutungszusammenhang mit anklingt, den dieses Wort im Ganzen der Rilkeschen Welt bezeichnet. Es hat nicht nur einen Ausdruckswert an der besonderen Stelle, sondern zugleich einen ganz bestimmten Funktionswert im Gesamtzusammenhang von Rilkes dichterischer Welt. Was sie an andern Stellen bedeuten, was an andern Stellen in ihnen zum Ausdruck gebracht ist, das klingt an der neuen Stelle wieder an und muß zu ihrem Verständnis mit hinzugenommen werden. Diese bevorzugten Wörter haben so den Charakter von Querverbindungen und entsprechen in ihrer Leistung weitgehend den Grundbegriffen der Philosophie, nämlich eines tragenden Gerüsts, mit dem die Deutung erschwerenden Unterschied freilich, daß es hier, in der Dichtung, niemals definierte Begriffe sind, sondern Wörter, in denen sich symbolisch ein Zusammenhang ausdrückt, und in denen gleichzeitig die verschiedenen Sphären angerührt werden.

Der Beziehungsreichtum dieser Wörter geht so weit, daß bei Rilke oftmals die einzelne Stelle kaum noch aus sich selber verständlich ist und sich in ihrer vollen Bedeutung erst aufschließt, wenn man die parallelen Stellen zur Erläuterung mit hinzunimmt. Deswegen werden immer wieder Abschweifungen über den Sprachgebrauch erforderlich, und wie kaum bei einem andern Dichter wäre ein vergleichendes Rilke-Lexikon notwendig, das in einer gewissen Vollständigkeit den sprachlichen Anwendungsbereich der wichtigsten Wörter zusammenstellt und so in der Entfaltung ihrer „Felder“ die Voraussetzung einer verlässlichen Deutung schafft.

Noch ein andres fällt auf, wenn wir einen ersten orientierenden Blick auf die Reihe seiner Lieblingswörter werfen. Es fehlen darin die Wörter, in denen die sinnliche Fülle der uns umgebenden Welt zum Ausdruck kommt. Es fehlt überhaupt das Konkrete, das sonst das Eigentümliche der dichterischen Sprache ausmacht. Es sind vielmehr eigentümlich abstrakte, gradezu blasse und unanschauliche Wörter. Nicht durch Zufall treten die Hauptwörter zurück, Zeit- und Eigenschaftswörter demgegenüber in den Vordergrund. Überall kommt etwas unanschaulich Funktionales zum Ausdruck. Häufig sind es dabei ganz unansehnliche, im alltäglichen Sprachgebrauch abgenutzte Wörter wie: *Bezug, sein, können*, die bei Rilke in einem betonten Sinn aufgenommen und zum Träger eines für ihn ent-

scheidenden Bedeutungsgehalts gemacht werden. Und so entstehen für ihn dann Sätze, die ganz und gar nicht dichterisch sind, so wie man sonst das Wort versteht, sondern gradezu in der lehrhaften Form einer philosophischen Begriffssprache. Nur als erste hinweisende Beispiele seien ein paar Zeilen der *Sonette an Orpheus* angeführt: *Er gehorcht, indem er überschreitet* (III 317). *Nur im Raum der Rühmung darf die Klage gehn* (III 320). *Erst in dem Doppelbereich werden die Stimmen ewig und mild* (III 321). *Spiegel: noch nie hat man wissend beschrieben, was ihr in euerem Wesen seid* (III 343). *Wolle die Wandlung* (III 354). *Steige zurück in den reinen Bezug* (III 356) usw. Das alles sind Sätze, die ebenso auch in einer, und sogar einer ziemlich abstrakten Prosa vorkommen könnten. Die Werke in Rilkes Spätzeit sind „Lehrgedichte“ im strengen Sinn des Worts. Daß ihm am unscheinbarsten Stoff die Gestaltung zum dichterisch verdichteten Wort gelingt, das eben ist die besondere Leistung Rilkes, und vielleicht hat sich niemals die unpersonliche lehrhafte Form so bruchlos zur vollkommenen Gestalt des Gedichts zusammengefügt wie bei ihm.

Diese sprachliche Form ist der bezeichnende Ausdruck einer Eigenheit seiner geistigen Welt. Diese ist merkwürdig abstrakt und funktional. Das konstruktiv Zugespitzte seiner Dichtung hat gradezu etwas Metallisches, und die immer wiederkehrenden funktionalen Begriffe „passen“ an der neuen Stelle mit der Präzision einer feinmechanischen Arbeit. Auch die Dichtung mißt Rilke mit den Maßstäben einer handwerklichen Arbeit, und die „Genauigkeit“ ist ihm dabei das entscheidende Kriterium. So ist es auch auffällig, daß Vergleiche aus der sonst als „poesielos“ verschrieenen modernen technischen Welt immer wieder Rilkes Dichtung durchziehen und als Symbole für letzte menschliche Möglichkeiten herangezogen werden: die Antennen, als die die Menschen in ihrer Aufnahmefähigkeit verstanden werden (III 324), die Maschine (III 330) oder das Flugzeug als Bild dienender Zielstrebigkeit (III 335), der Vergleich der unsichtbaren Welt mit den elektromagnetischen Schwingungen (B VI 374) usw., bis hin zu den abstrusen Gedanken im *Urgeräusch* (IV 285 ff.). An einigen Stellen hat er sich dabei sogar sicher im Ausdruck vergriffen, wie noch zum Schluß in dem *mit diesem rechten Winkel ihres Knies* (G 427) gegebenen neuen Maß menschlicher Werte. In einigem haben wohl auch unbewältigte Vorstellungen aus dem Gebiet der neueren Physik seine Gedanken in eine ihnen unangemessene Richtung abgelenkt, und die Interpretation muß solche Schwächen ohne falsche Sentimentalität aus der Betrachtung ausscheiden (etwa B VI 374).

Dieselbe Sparsamkeit zeigt sich entsprechend in der Verwendung immer derselben gedanklichen Motive. Es ist erstaunlich und schon

früheren Beobachtern aufgefallen, in welchem Maß bei Rilke dieselben Vorstellungen und dieselben Gedanken immer wiederkehren, so daß es zusammen ein verhältnismäßig beschränkter und übersichtbarer Umkreis ist, aus dem sich sein dichterisches Werk aufbaut. So kann es kommen, daß derselbe Gedanke, oft bis in dieselbe sprachliche Formulierung hinein, nach mehr als einem Jahrzehnt wiederkehrt. Beispiele dafür werden uns im folgenden reichlich begegnen. Es ist erstaunlich, wie sparsam er auch hier mit seinen Mitteln umgeht und in welchem Maße sein Werk in einem immer erneuten Umarbeiten und Verwandeln schon seit langem vorhandener Vorstellungen besteht.

Entsprechendes gilt auch von bestimmten bei Rilke immer wiederkehrenden und zu einer symbolischen Bedeutung erhobenen Gegenständen, wie Spiegel und Fontäne, Ball und Waage, Rose oder ähnliche Blumen, in denen sich in der verdichteten Form seiner Spätzeit seine gesamte Lebensdeutung in engster sinnbildhafter Form zusammendrängt. Auch hier ist es eine verhältnismäßig enge und darum übersehbare Anzahl solcher Symbole, die in Rilkes Werk immer wiederkehren und bei immer erneuter Betrachtung immer neue Tiefen gewinnen. Sie stellen daher einen besonders geeigneten Zugang zum Verständnis von Rilkes Welt dar und verdienen eine ausführliche eigne Betrachtung (S. 226 ff.).

Aus dieser Art, wie Früheres im Späteren in immer erneuter Verwendung wiederkehrt, ergibt sich zugleich ein Gesichtspunkt für die Art der Darstellung. Eine ausführliche entwicklungsgeschichtliche Behandlung von Rilkes gesamter geistiger Welt lag der bescheideneren Zielsetzung der vorliegenden Arbeit fern. Hier geht es nur darum, in einer systematischen Behandlung die geistige Welt des späten Rilke an einigen besonders wichtigen Beispielen herauszuarbeiten. Bei jedem einzelnen der behandelten Grundbegriffe ergab sich immer wieder, daß die späteren Äußerungen aus sich selber nicht ganz verständlich waren, aber sich aufklärten, wenn man die früheren, in ihnen unausgesprochen immer mit vorausgesetzten hinzunahm. Das erforderte bei jedem einzelnen ein Zurückgehen auf die frühesten Formen und die Verfolgung des speziellen geschichtlichen Fadens, in dem sich diese besondere Fragestellung bis zu ihrer reifen späten Gestalt entwickelt. Oftmals ist das wesentlichste Stück der Deutung schon getan, wenn das Material in der richtigen Weise gesammelt und geordnet ist und zu der rätselhaften Stelle der passende erläuternde Beleg hinzugefügt ist. Eine gewisse Unruhe im Gang der Darstellung war dabei unvermeidlich, denn dabei war ein immer erneutes Hin- und Zurückgehn zwischen Endphase und Vorstufe bei der Darstellung einer ganzen Reihe von parallel laufenden Entwicklungslinien erforderlich.

3. Rilke und die Existenzphilosophie

Wir verstehen die geistesgeschichtliche Stellung Rilkes am besten, wenn wir ihn in denselben Zusammenhang einordnen, der philosophisch in der Existenzphilosophie zum Ausdruck gekommen ist. Das soll nicht bedeuten, daß er in irgendeinem schulmäßigen Zusammenhang mit der als Existenzphilosophie bezeichneten philosophischen Strömung gestanden hätte — das ist schon darum nicht möglich, weil deren entscheidende Werke erst nach seinem Tode erschienen sind - er verwendet darüber hinaus auch nicht den Begriff der Existenz im besondern Sinn der modernen Existenzphilosophie, und er spricht auch sonst nicht die Schulsprache der Existenzphilosophen. Wir verwenden den Begriff der Existenzphilosophie in einem sehr viel weitern Sinn, nämlich als Namen für eine große umfassende Bewegung, die in diesen Jahren das gesamte geistige Leben ergriffen hat und sich auf den verschiedenen Gebieten in einer korrespondierenden Weise einheitlich auswirkt.

Ohne daß es dazu äußerer Abhängigkeiten in der einen oder in der andern Richtung bedurft hätte, ist die Existenzphilosophie der Ausdruck einer untergründig wirkenden Gemeinsamkeit einer alles ergreifenden geistigen Bewegung, die in einer gemeinsamen Situation auf die in ihr gegebenen Fragen tief innerlich verwandte Antworten fand. Sie drückt sich auf denkerischem Gebiet aus und bringt hier vor allem in Heidegger und Jaspers die sogenannte Existenzphilosophie hervor. Sie wirkt sich entsprechend im Religiösen aus und erzeugt hier unter der Führung Karl Barths die sogenannte dialektische Theologie und entsprechende, nur nicht so stark schulmäßig gebundene Erscheinungen auf katholischer Seite. Sie setzt sich entsprechend auch in der Dichtung durch, und neben Rilke, der allein von hier aus verständlich wird, wäre Franz Kafka, vor allem mit seinen drei großen Romanen zu nennen.

Wir nehmen also den Begriff der Existenzphilosophie, ursprünglich nur der Name für die Auswirkung auf einem besonderen Gebiet, zugleich als Bezeichnung für das umfassende Ganze der geistigen Bewegung nicht nur darum auf, weil in unsrer in zusammenhangslose Einzeldisziplinen aufgespaltenen geistesgeschichtlichen Betrachtung ein geeigneter Name fehlt, sondern zugleich aus dem tieferen Grund, weil auf dem philosophischen Gebiet die bestimmenden Grundlagen dieser Entwicklung am klarsten herausgearbeitet sind, so daß sich von hier her der geeignetste Zugang zum Verständnis auch der andern Seiten ergibt⁴. Eine solche „existenzielle“ Rilke-deutung besagt also nicht, daß man Rilke zu unrecht auf die Ebene einer philosophischen Fragestellung zerrt und damit die bei ihm nur dichterisch zu verstehende Aussage vergewaltigt, indem

⁴ Vgl. O. F. Bollnow, Existenzphilosophie, 4. Aufl. Stuttgart 1955 sowie H. Urs von Balthasar, Apokalypse der deutschen Seele, 3. Band, Salzburg 1939.

man eine unangemessene Begrifflichkeit an sie heranbringt. Sie bedeutet vielmehr den Versuch, Rilke aus der allgemeineren geistigen Bewegung seiner Zeit zu verstehen, und die Begriffe, in denen sich die Übereinstimmung ausdrückt, ergeben sich notwendig aus der Interpretation der Dichtung selber.

Die Zugehörigkeit Rilkes zu dieser allgemeinen Bewegung ergibt sich unmittelbar aus der Einheitlichkeit ihrer geistigen Welt. Die auf den verschiedenen Gebieten zunächst unabhängig voneinander entstandenen Anschauungen schließen sich zwanglos zu einem Ganzen zusammen, in dem auch Rilke dann seine angemessene Stelle findet. In einem von Angelloz überlieferten Wort hat Heidegger selber einmal gesagt, daß seine Philosophie nichts anderes sei als die denkerische Entfaltung dessen, was in Rilke dichterisch ausgesprochen sei⁵.

Der gemeinsame Ausgangspunkt dieser Bewegung ist zunächst durch die erschütternde Entdeckung von der Unheimlichkeit der Welt und der Gefährlichkeit des menschlichen Daseins bestimmt. Der Glaube an die Vernunft als den verlässlichen Grund allen Daseins bricht hier als trügerisch zusammen, aber nicht weniger auch das pantheistische Lebensgefühl, das sich später an seine Stelle gesetzt hatte und das das einzelne Leben in einem alles umfassenden und alles tragenden Gesamtleben geborgen sein ließ, so wie es auch der junge Rilke zunächst noch eine Weile versucht hatte. Man fühlte sich wie aus einem optimistischen Rausch zu einer grausamen Wirklichkeit erwacht, ernüchtert und im tiefsten erschrocken der Furchtbarkeit alles Wirklichen ausgeliefert, und man mußte versuchen, es wenigstens ohne Beschönigung zu ertragen. So sprach Heidegger von der „Geworfenheit“ unsres Daseins und arbeitete dessen unaufhebbaren Last- und Schuldcharakter heraus. So stellte Jaspers in Leid und Tod, Kampf und Schuld die „Grenzsituationen“ heraus: unaufhebbare Gegebenheiten, die drohend in das menschliche Dasein hineinragen und jeder vernünftigen Bewältigung Hohn sprechen. Es sind Aufgaben, die wir nicht lassen können, ohne unser Leben im ganzen aufzugeben, und vor denen wir doch immer wieder zusammenbrechen. *Ungeborgen, hier auf den Bergen des Herzens* (G 55), so hat auch Rilke das Gefühl dieser ganzen rettungslosen Preisgegebenheit des Menschen ausgesprochen, und (neben Kafka) hat wohl niemand die ganze große Ungeborgenheit des menschlichen Lebens so erschütternd zum Ausdruck gebracht wie er.

Als das Bedrängendste unter all diesem Bedrohlichen war so der Tod zur beherrschenden Frage geworden. Nachdem er lange Jahre hindurch im Denken des neuzeitlichen Menschen ganz an den Rand gerückt war, trat er jetzt mit seiner vollen, durch keine Erklärung zu beseitigenden und auch durch keinen Trost zu behebenden

⁵ J.-F. Angelloz, Rainer Maria Rilke, Paris, 1936, S. 3.

Schwere hervor. Und ebenso wie bei Heidegger das „Sein-zum-Tode“ die letzte Schwere und Verantwortung in das menschliche Leben hineinzwingt, so hat die Todesfrage auch Rilke auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung beständig begleitet und ist auch bei ihm zum innersten Kern seines Nachsinnens über das Menschenleben geworden⁶.

Ähnlich wie die dialektische Theologie die idealistische Umbildung und Vermenschlichung des Religiösen wieder aufgehoben und ihr gegenüber die volle dualistische Härte des ursprünglichen Christentums wiederhergestellt hatte, so sprengte die Existenzphilosophie auch allgemein die überlieferte humanistisch bestimmte Auffassung vom Menschen, die dessen Wesen als etwas immanent in sich selber Geschlossenes und ganz aus ihm selber zu Verstehen nahm und die daher das Ziel des Lebens in der Pflege einer allseitig entfalteten, in sich abgerundeten Persönlichkeit sah. Sie öffnete den Menschen wieder in seine Welt hinein. Ähnlich wie schon Brentano und Husserl, die durch ihren Einfluß auf Heidegger entscheidende Grundlagen der Existenzphilosophie, gelegt hatten, die Intentionalität, d. h. die notwendig auf etwas bezogene Struktur als die Eigentümlichkeit des Bewußtseins erkannt hatten, so löst auch Rilke das scheinbar selbstgenügsam in sich ruhende Wesen des Menschen auf und ersetzt es durch den *reinen Bezug*, d. h. eben die funktionale Bezogenheit auf etwas anderes. Und ähnlich wie Nietzsche schon den Menschen als „Übergang“ und als „Untergang“ bezeichnet hatte, wie Heidegger das Wesen des Menschen in seiner „Transzendenz“ sah, d. h. in seiner von sich selbst weg und über sich hinaus gerichteten Bewegtheit, wie auch für Jaspers existieren und transzendieren gleichbedeutend geworden waren, so sammelt auch Rilke alle Kraft des Menschen in ein *Übersteigen* und *Überschreiten*,—was ja die wörtliche, in der vollen Bildhaftigkeit wiederhergestellte Übersetzung von Transzendieren ist -: *Er gehorcht, indem er überschreitet* (III 317).

Die Zielsetzung des Lebens kann darum gegenüber dieser überwältigend über den Menschen hereinbrechenden Bedrohung nicht mehr in irgendeinem äußeren Werk gesehen werden; denn jedes solche Werk im Dienst der Lebensbeherrschung und Lebensgestaltung hat sich als trügerisch erwiesen. Der Glaube an den Fortschritt ist zusammengebrochen, und man hat erkannt, daß in allem Wesentlichen der Mensch beständig scheitert und immer wieder von vorn beginnen muß. Darum kann die Antwort nur noch in der mutig entschiedenen Haltung liegen, mit der sich der Mensch in die ganze Unsicherheit des Lebens hineinstellt und ohne Streben nach Sicherung die Gefahr des Scheiterns auf sich nimmt. So kann Jaspers betonen, daß sich noch im Scheitern und vielleicht nur im Scheitern die Eigentlichkeit der Existenz bewähre, um dann als Fackel weiter-

⁶ Vgl. O. F. Bollnow, Existenzphilosophie, Kap. 10: Der Tod bei Rilke, W. Rehm, Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung, Halle a. d. Saale 1928.

zuleuchten und neue Existenz (vielleicht) daran zu entzünden. So kann Heidegger in seinem Begriff der „Entschlossenheit“ die ganze Aufgabe des Menschen zusammenfassen - ein Wort, das übrigens auch Rilke mit besonderer Vorliebe benutzt. Und hier liegt auch die Richtung, wie Rilke unerbittlich und illusionslos die Aufgabe des Menschen festhielt:

*Halten wir uns dem Wandel zwischen die Zähne,
daß er uns völlig begreift in sein schauendes Haupt (G 77).*

Das alles kann hier nur grade angedeutet werden, und soweit es Rilke angeht, soll es sogleich noch im einzelnen begründet werden. Hier sollte es nur vorwegnehmend die Gemeinsamkeit der Bewegung verdeutlichen, die Rilke und die Existenzphilosophie zur Einheit zusammenfaßt. Die Zusammengehörigkeit bewährt sich auch in der zeitlichen Einheit. Es sind die zwanziger Jahre unsres Jahrhunderts, in denen unter den Wirkungen des ersten Weltkriegs diese seit langem vorbereitete Bewegung in Deutschland zum Durchbruch kommt. Das zeigt sich schon in den Erscheinungsdaten: 1923 erscheinen Rilkes *Duineser Elegien* und die *Sonette an Orpheus*, bald nach Kafkas Tod (1924) erscheinen seine großen Romane, 1927 kommt dann Heideggers „*Sein und Zeit*“ heraus, 1932 Jaspers' große dreibändige „*Philosophie*“. Die zeitliche Einheit tritt noch deutlicher hervor, wenn man bedenkt, daß die Erscheinungsjahre nur einen Abschluß bezeichnen und alle diese Werke durch Jahre hindurch vorbereitet sind. So wie die *Duineser Elegien* schon 1912 begonnen und dann durch die lange Pause des Krieges und Rilkes eignes Zögern vor dieser Aufgabe unterbrochen sind, so wie auch Franz Kafkas Romane schon in der Zeit vor 1914 begonnen sind, so haben auch Heidegger und Jaspers ihre Gedanken schon lange durch ihre Vorlesungen verbreitet, so daß also die existenzphilosophische Bewegung schon mehrere Jahre vor dem Erscheinen ihrer Bücher beginnt und genau in dieselbe Zeit fällt, in der auch Rilkes Spätwerk vollendet wird.

Der Zusammenhang Rilkes mit der Existenzphilosophie läßt sich noch von einer andern Seite her bestätigen, nämlich aus der großen Bedeutung, die Kierkegaard auf seine Entwicklung ausgeübt hat. Denn Kierkegaard ist ja der gemeinsame Ahnherr der gesamten Existenzphilosophie. Jaspers und Heidegger und die andern existenzphilosophischen Denker und entsprechend auch die dialektische Theologie sind überhaupt nur aus ihrem Ursprung in diesem großen und einsamen Vorläufer zu verstehen, der schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Bruch mit der idealistisch-humanistischen Überlieferung vollzogen und die bestimmenden Grundlagen der späteren Existenzphilosophie gelegt hat.

Ebenso ist auch Rilke, wie vor allem Kohlschmid überzeugend

nachgewiesen hat⁷, entscheidend durch seine Berührung mit Kierkegaard bestimmt, und das ist um so gewichtiger zu bewerten, als damals, in den ersten Jahren des Jahrhunderts, der große dänische Denker noch weitgehend unbekannt war. Rilkes eingehende Beschäftigung mit Kierkegaard beginnt schon vor seinem schwedischen Aufenthalt aus dem Jahre 1904, wohl im Zusammenhang seiner großen Verehrung für Jacobsen. Immer wieder weist er in seinen Briefen mit einem besondern Nachdruck auf ihn hin. So schreibt er schon im März 1904 aus Rom: *Ich lese Sören Kierkegaard. Und diesen Sommer lerne ich Dänisch, um ihn und Jacobsen in ihrer Sprache zu lesen* (B II 143; ebenso B II 156). Als er dann durch Kopenhagen kommt, erscheint ihm diese Stadt in den Augen Jacobsens und Kierkegaards (B II 186, 1904). Und bald darauf wiederholt er dann aus seinem schwedischen Aufenthalt: *Ich habe ein wenig Dänisch lesen gelernt an Büchern von Jacobsen und Hermann Bang und an den Briefen, die Sören Kierkegaard an seine Verlobte geschrieben hat; diese Briefe zu übersetzen, das war fast meine einzige Arbeit* (B II 212, 1904). Das beweist also eine intensive Beschäftigung in dieser Zeit.

Die Erinnerung an Kierkegaard begleitet ihn auch nach Paris, wo er von der *reinen Bereitschaft und sorglosen Heiterkeit wie der Vogel, der „diese Sorge nicht hat“* (B III 20, 1906) schreibt, in einem ausdrücklichen Zitat auf Kierkegaards *Sorge der Armut* anspielend, und daß er es im Brief an Clara Rilke so selbstverständlich, ohne erläuternde Namensnennung, gebrauchen kann, beweist, wie vertraut beiden der dänische Denker ist. Es gibt zugleich einen ersten Hinweis auf die Richtung, in der ihm Kierkegaard zuerst wichtig geworden ist. Noch über ein Jahr später wiederholt sich dieselbe Anspielung. Er spricht auch hier vom *Nicht-Vorsorgen, das der Vogel bei Kierkegaard vor uns voraushat* (B III 332, 1907).

Die weitere beständige Beschäftigung mit Kierkegaard ergibt sich auch aus den späteren Briefen an Clara Rilke. So schreibt er am 30. 10. 1909: *Mich wundert, daß Kierkegaards Briefe an Regina Ohlsen nicht unter den Büchern stehen. .. Wir besitzen nicht nur beide Ausgaben (Insel und Juncker), sondern, bei den Papieren in der einen Leinwandmappe, muß überdies auch noch die Handschrift der fast vollständigen Übersetzung zu finden sein, die ich selbst davon gemacht habe. .Daraus geht deutlich der ziemlich weit gediehene Stand seiner eignen Übersetzung hervor. Am 7. 9. 1910 schreibt er wiederum: Gestern sandte ich Dir einen Band Kierkegaard, Dein heutiger Brief bestärkt mich noch darin, daß er auch Dir gerade jetzt merkwürdig sein wird, vielleicht sogar im wirklichsten Sinn nützlich und beständig. Ich bin jetzt mit diesem Band fertig und halt es für möglich, daß ich ihn gleich wieder von vorn beginne⁸. Der Brief beweist also auch in der damaligen Zeit eine anhaltende intensive Beschäftigung mit Kierkegaard, und das auch*

⁷ W. Kohlschmidt, Rilke-Interpretationen, Lahr 1948, und: Rilke und Kierkegaard, Zeitschrift für Kirchengeschichte, 63. Bd. S. 189 ff. Kohlschmidt betont, „daß Rilke Kierkegaard nicht nur oberflächlich, sondern aus jahrelangem intensiven Umgang kannte“ (S. 192). Er weist dies neben den auch hier mitgeteilten brieflichen Erwähnungen vor allem aus den Anstreichungen und Randbemerkungen der zum Teil erhaltenen Kierkegaard-Bücher aus Rilkes Besitz nach.

⁸ Aus bisher unveröffentlichten Briefen des Rilke-Archivs, für deren Überlassung dem Insel-Verlag besonderer Dank gebührt.

im Brief läßt erkennen, daß auch für ihn selber Kierkegaard *im wirklichsten Sinn nützlich und beständig* gewesen ist. Kurz darauf kommt er noch ein neues Mal auf Kierkegaard zurück. Am 30. 9. 1910 schreibt er: *Zum Lesen kam ich gar nicht über vielem Erlebnis, sogar Kierkegaard ist unten im Koffer geblieben, so sehr ich ihn sonst auch brauche*⁸. Auch hier also ist ausdrücklich davon die Rede, daß er Kierkegaard *braucht*.

Dieselbe Nähe bestätigt sich auch aus andern Briefen derselben Jahre. Als er Gides „Enge Pforte“ kennenlernt, mißt er sie sogleich am Maßstab Kierkegaards (B IV 89, 1909). So schreibt er an die Fürstin von Thurn und Taxis: *Jetzt lese ich Kierkegaard, es ist herrlich, wirklich Herrlichkeit, er hat mich nie so ergriffen* (B IV 112, 1910). Kaßner, den er schon im zuletzt angeführten Brief im unmittelbaren Zusammenhang mit Kierkegaard genannt hatte, sucht er von hier aus einzuordnen (B IV 189, 1912). Und wenige Wochen später bekennt er noch einmal seine ganze Bewunderung für Kierkegaard: *Er ist von sublimen Größe und Demut (auch mir einer der Größten)* (B IV 223, 1912). Wiederum durch Jahre getrennt ist eine kurze Erwähnung von Anfang 1915 (B V 34), und aus diesem selben Jahr stammt zugleich ein ausführlicher Hinweis: *Gestern abend, bei meiner Lampe, las ich Ihnen den Kierkegaard, Kierkegaards Rede vom Tode, ich stellte mir vor, Sie wären da, und las . . . Hier ist Christentum, wenn es irgendwo noch ist, dieser wahrhaft, innere Mensch strahlt es in die Zukunft hinüber. Ich hab ihn nie viel gelesen, man kann ihn nicht nebenbei aufschlagen, ihn lesen heißt in ihm wohnen und er ist ein Pathos, Stimme und einsame Landschaft, ein unendlicher Anspruch ans Herz, ein Diktat, ein Donner und eine Stille wie die Stille der Blumen* (AB II 33). Bald darauf schreibt er noch einmal: *Darum schließt auch Kierkegaard uns in den Ernst des Todes ein, ohne darüber hinaus uns Frist oder ewige Zukunft zuzuschreiben* (AB II 47).

Aus der langen Reihe dieser sich über die Jahre verteilenden Belege geht die nachhaltige Wirkung hervor, die Kierkegaard auf Rilke gehabt hat. Bei *der* sparsamen Art, mit der er überhaupt von seiner Lektüre spricht, läßt sich abschätzen, daß kein Denker auf ihn jemals einen auch nur annähernd gleich gewichtigen Einfluß ausgeübt hat⁹. Und wenn man, durch diese Erwähnungen aufmerksam gemacht, jetzt Rilkes geistige Entwicklung im ganzen überblickt, dann dürfte es kaum zu hoch gegriffen sein, wenn man sagt, daß Kierkegaard die entscheidende Wendung in Rilkes Leben bedeutet. Er ist es gewesen, der ihn aus dem unverbindlich schwärmenden Lebensenthusiasmus seiner Jugend herausgerissen und auf seine eigenste Bahn gewiesen hat. Nur in der Begegnung mit Kierkegaard hat Rilke zu sich selber gefunden¹⁰.

Darum ist es kein Zufall, wenn die Höhepunkte der Beschäftigung mit Kierkegaard zugleich mit den entscheidenden Einschnitten

⁸ A. a. O.

⁹ Daß er später in den Briefen an seine Interpreten Kierkegaard unter den für ihn wichtigen Einflüssen nicht erwähnt, ist kein Gegenargument, vielmehr aus der ganzen Art seiner Selbststilisierung zu verstehen.

¹⁰ Auch Kohlschmidt betont, „daß die Duineser Wendung Rilkes, d. h. der Versuch, seine eigene ästhetische Vergangenheit zu durchschauen und einzugrenzen, von der Auseinandersetzung mit der Kierkegaardschen Fragestellung nicht zu trennen ist“ (a. a. O., S. 193).

in Rilkes eigenem Schaffen zusammenfallen. In der ersten Stufe geschieht die Aneignung Kierkegaards im *Malte Laurids Brigge*, der genau in denselben Tagen begonnen wurde (am 8. 2. 1904), in die auch die erste zugängliche Erwähnung Kierkegaards fällt, und es ist bezeichnend, daß der Held des *Brigge* in denselben skandinavischen Norden versetzt wird. Man möchte darüber hinaus vermuten, daß auch das dritte Buch des *Stundenbuchs*, das im April 1903 geschrieben wurde, schon auf einen ersten Einfluß Kierkegaards zurückgeht. Zwar sind aus dieser Zeit bisher noch keine ausdrücklichen Erwähnungen bekannt, aber nicht nur das scheint auf einen Einfluß Kierkegaards schließen zu lassen, daß hier die im zweiten Buch noch wuchernde Lebensmystik schon ganz zurückgetreten ist, bedeutsamer noch ist, daß auch die Themen dieses in größerem Abstand nach den beiden ersten Büchern entstandenen Buchs *Von der Armut und vom Tode* genau die beiden Themen sind, die Rilke auch brieflich in seiner Beschäftigung mit Kierkegaard als besonders wichtig herausgehoben hat. Der *Malte* ist in weiten Teilen die Verarbeitung der durch Kierkegaard gegebenen Anforderungen. Die zentrale Bedeutung, die das Erlebnis der Angst hier einnimmt, dürfte ohne den Einfluß Kierkegaards nicht verständlich sein.

Die *Duineser Elegien* bedeuten dann das reife Ergebnis einer bis zum Zentrum gedrungenen inneren Aneignung Kierkegaards und ihre Verarbeitung zu einer ganz eignen dichterischen (und nicht nur dichterischen) Leistung. Bei den langen Zeiträumen, die ein solcher Reifeprozess notwendig erfordert, kann man die genaue zeitliche Nachweisbarkeit eines solchen Einflusses gar nicht erwarten. Um so erstaunlicher ist es, daß die Entstehung der *Elegien* genau mit einer erneuten intensiven Beschäftigung mit Kierkegaard zusammenfällt. In Duino war es, wo er, von Kafkauer ausgehend, sich erneut zu Kierkegaard hingezogen fühlte und die *sublime Größe und Demut* an ihm bewunderte. Die beiden aufschlußreichsten Briefe sind vom 2. Februar und 3. April 1912 datiert, also genau aus der Zeit, wo, als „Anfang 1912“ bestimmt, die ersten *Elegien* und mit ihnen der Plan der *Elegien* überhaupt entsteht. Vom 18. August 1915 war der lange Brief über Kierkegaards „Rede vom Tode“ datiert, also wenige Wochen früher, als dann in einer kurzen, eine jahrelange Zeit der Unfruchtbarkeit unterbrechenden Schaffensperiode am 22. und 23. November 1915 die Vierte *Elegie* entsteht. Daß auch das Gleichnis der Ersten *Elegie wie der Pfeil die Sehne besteht . . .* (III 261) wohl auf die Erinnerung an ein Kierkegaardwort zurückgeht, ist schon früher bemerkt worden¹¹. Selbst im äußerlich zeitlichen Sinn also hängt die Entstehung der *Duineser Elegien* eng mit der erneuten starken Einwirkung Kierkegaards zusammen, daß man sie gradezu als deren Auswirkung bezeichnen muß.

Selbstverständlich ist der großen dichterischen Leistung gegen-

¹¹ H. Urs von Balthasar, a. a. O., S. 294.

über dann die Frage nach den Quellen, aus denen sie sich speiste, unwesentlich. Und so soll es auch gar nicht darum gehen, den Einflüssen auf Rilke im einzelnen nachzuspüren oder gar seine Leistung dadurch einschränken zu wollen. Nur das Recht seiner Einordnung in den größeren Rahmen der Existenzphilosophie sollte damit nachgewiesen und das Verständnis Rilkes durch diesen Hinweis erleichtert werden.